

ANDREAS FÖHR

Schafkopf

Kriminalroman

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Jede vermeintliche Ähnlichkeit der Figuren des Buches mit lebenden oder verstorbenen Menschen wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2012
Knaur Taschenbuch
© 2010 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Hochsieder
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50486-4

2 4 5 3 1

Für Damaris

In Erinnerung an Dominik Brunner

Prolog

15. Juni 2007, 22 Uhr 58: Die Nacht war warm. Rechtsanwalt Jonas Falcking stand neben seinem silbernen Porsche. Grillen zirpten, eine Katze huschte vorbei, löste einen Bewegungsmelder aus, die Lampe über der Tür des Hauses schaltete sich ein. Im Erdgeschoss hatte das Haus grüne Fensterläden mit ausgeschnittenen Herzen in der Mitte. Im ersten Stock konnte man im Gegenlicht der Lampe undeutlich einen geschnitzten Holzbalkon erkennen. Bayerischer Landhausstil.

Eine Ziertanne stand blau auf dem nächtlichen Rasen. Falcking hatte die Hände in die Hosentaschen seines Armani-Anzugs gesteckt. Der Anwalt wartete darauf, dass der Bewohner des Hauses herauskam. Von der Lampe über der Tür fiel Licht auf das Wagendach. Dort hatte die nächtliche Kühle Tau niedergeschlagen. Falcking zog eine Hand aus der Hosentasche und malte mit dem Zeigefinger eine Zwei und dahinter fünf Nullen in den feuchten Fleck. Er betrachtete die Zahl und sog die Abendluft ein. Sie roch nach gemähtem Gras. Falcking hörte Schritte im Haus und wischte die Zahl vom Wagendach.

Der Mann war Mitte fünfzig, einen Meter neunzig groß und wog einhundertdreißig Kilo. Die Sporttasche sah in seiner fleischigen Hand aus wie ein Damenhandtäschchen. In der anderen Hand hielt er eine Fernbedienung. Auf einen Knopfdruck hin rollte das Garagentor nach oben. Der Mann bedeutete Falcking, ihm zu folgen. Als sie in der Garage waren, ertönte ein Summen. Das Garagentor schloss sich wieder.

»Muss net jeder zuschauen«, sagte der Dicke.

»Glaubst, da ist noch jemand wach?«

»Die hocken mit'm Fernglas hinterm dunklen Fenster.«

»Quatsch, oder?« Falcking lachte.

»Ja ohne Schmarrn. Was glaubst du denn? Mir san hier am Land.«

Der dicke Mann stellte die Sporttasche auf einer Werkbank ab und sah Falcking mit verwaschenem Blick an. Die Haut um die Augen war feucht. Aber er weinte nicht, er schwitzte. Von der Anstrengung, die jede Bewegung ihm verursachte, von dem Dutzend Obstlern, die er getrunken hatte, und auch vor Aufregung über das, was er gleich tun würde. Der dicke Mann öffnete den Reißverschluss der Sporttasche und ließ Falcking einen Blick auf den Inhalt werfen. Im dünnen Licht der Garagenlampe sah Falcking Geldscheine. Sie waren gebündelt. Nicht mit Bänderolen wie in der Bank. Ein schlichter Gummi war um jedes Bündel gebrauchter Scheine gespannt worden. Falcking nahm eines der Päckchen heraus. Es war sehr dick und enthielt Fünfigeuroscheine.

»Immer hundert in einem Bündel.« Der dicke Mann holte eines mit Zwanzigern heraus und hielt es Falcking hin.

»Zähl's nach.«

Falcking schüttelte den Kopf, nahm dem Mann das Bündel Zwanziger aus der Hand und legte es zusammen mit dem Fünfigerbündel in die Tasche zurück. »Hundertsechsunneunzigtausend. Dein Wort genügt mir.«

Falcking machte den Reißverschluss zu. Der dicke Mann warf einen besorgten Blick auf die geschlossene Tasche. »Mach keinen Scheiß, hörst du? Das ist meine Rente. Und die von der Maria. Vielleicht bin ich bald nimmer da.«

Falcking legte seinen Arm um die Schulter des massigen Mannes. »Du bist noch viele Jahre da. Hörst du?« Der Dicke nickte, und die Muskeln um seinen Mund verkrampften sich. Er kämpfte mit den Tränen.

»Bernd – ich kümmer mich um deine Mädels. Das hab ich dir versprochen, und das halte ich«, sagte Falcking.

»Ich weiß. Bist a feiner Kerl.« Die Stimme des Mannes war belegt. Er wischte sich mit den Zeigefingern die Augen trocken.

Falcking zog seinen Schwiegervater an sich, gab ihm einen Klaps auf die Schulter und griff nach der Reisetasche. Der dicke Mann sollte sein Geld nie wiedersehen.

Zur gleichen Zeit ...

... wenige Kilometer entfernt im nächtlichen Mangfalltal. Die Temperatur fünf Grad kälter, Bodennebel in der Flusssenke. Aus dem Wirtshaus fiel Licht auf den Schotterplatz vor dem Haus. Dort standen zwei Motorräder, ein nachträglich mit Spoilern versehener Ford Escort aus den Achtzigerjahren sowie zwei weitere Altwagen. Einer davon auf Ziegelsteinen aufgebockt, verrostet, Fenster und Scheinwerfer fehlten. Schwaches Licht fiel auch auf einen Matratzenrost, zwei abgefahrene Traktorreifen, Bretter und alte Ziegelsteine, die ohne Sorgfalt neben einem Holzschuppen aufgeschichtet waren. Hinter dem Wirtshaus stapelten sich Getränkekisten, gelblich beleuchtet von einer Laterne mit zerbrochener Scheibe. Die Laterne hing über dem Hinter-

eingang. Leises Schluchzen war zu hören, jemand weinte und zog die Nase hoch.

Im gelben Schein der Vierzig-Watt-Birne konnte man sehen, dass die Nase geschwollen und mit einem weißen Pflaster überklebt war. Ebenso geschwollen war das linke Auge der jungen Frau. Susi reichte Kathrin ein Papiertaschentuch. Aber Kathrin wehrte ab. Sie konnte sich mit der gebrochenen Nase nicht schneuzen. Stattdessen zog sie den Rotz noch einmal hoch und spuckte das, was im Mund ankam, auf die Stufe vor dem Hintereingang. Es war rot. Susi hielt Kathrin eine Zigarette hin.

»Das wird schon wieder.« Susi lächelte. Es war aufmunternd gemeint, wirkte aber verzweifelt. Kathrin steckte sich die Zigarette zwischen die aufgeplatzten Lippen, ließ sich von Susi Feuer geben und inhalierte gierig. Den Rauch blies sie nach oben zu der rampontierten schmiedeeisernen Laterne und scheuchte die Motten für einen Augenblick vom Licht. Kathrin schüttelte den Kopf und wischte sich mit der freien Hand eine Träne aus dem Auge. »Der bringt mich um. Eines Tages bringt er mich um«, sagte sie. »Ich will nimmer.«

Der letzte Satz erschreckte Susi. »Was meinst'n damit – du willst nimmer?«

»Ich ... ich halt das nimmer aus. Es muss Schluss sein damit. Verstehst? Schluss. Endgültig.«

Susis Unruhe wurde stärker. »Willst den Stani verlassen?«

»Spinnst du?« Fassungslos versuchte Kathrin zu lachen, aber die Naht an der Nase und ihr geschwollenes Auge taten dabei weh. »Was glaubst, dass der mit mir macht, wenn ich ihn zum Teufel hau?«

Susi betrachtete Kathrin mit wachsender Sorge. Was

hatte ihre Freundin im Sinn? Es musste etwas so Radikales sein, dass sich Susi nicht einmal vorstellen konnte, was es sein mochte. Mit Stani Schluss zu machen war ganz sicher keine Lösung – wo er Kathrin schon jetzt so zurichtete. Was würde er ihr antun, wenn sie ihn verließ? Stani hing an Kathrin wie an nichts anderem auf der Welt. Susi biss auf ihre Unterlippe und traute sich nicht, die Frage zu stellen, die so nahelag.

Im Halbdunkel an die Hauswand gelehnt stand Kathrins Fahrrad. Erst jetzt bemerkte Susi, dass neben dem Rad eine Reisetasche stand – prall gefüllt. »Du gehst weg?«

»Ja. Ich hau ab.« Kathrin nickte und sah in die Nacht hinaus.

»Wohin denn?«

»Berlin, London, Ibiza. Keine Ahnung. Nur weit weg, wo der Stani mich net findet.«

»Aber man kann net einfach ... nach Berlin oder Ibiza gehen. Wie stellst dir das vor?«

»Es wird schon irgendwie gehen.«

Susi schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich tät sterben vor Heimweh. Ich mein – es ist ja kein Urlaub.«

»Was tätst denn vermissen? Deinen Vater? Oder deine depperten Brüder?«

Susi zuckte mit den Schultern. »Den Peter.«

»Dass er dich jede Woch grün und blau schlägt? Dass du dich gar nix mehr sagen traust, aus Angst, du fangst dir eine? Das tätst net vermissen. Glaub's mir.«

Susi zuckte noch einmal mit den Schultern und starrte vor sich hin. Dabei verfiel ihr Blick an Kathrins Unterarm, der ein Stück aus ihrer Lederjacke ragte. Er war blau von Blutergüssen. Kathrin hatte versucht, die Schläge abzuwehren.

»Dich tät ich vermissen«, sagte Susi leise.
Kathrin sagte nichts darauf. Sie schwiegen eine Weile,
und Kathrin blies Rauch in die gelbe Nacht.
»Ihr müsst ein bissl aufeinander zugehen. Dann geht
das schon. Du liebst ihn doch.«
»Nein. Wer so was tut, den kannst du nicht lieben.«
Etwas in Kathrin revoltierte plötzlich. »Schau mich an,
was er mit mir gemacht hat!«, schrie sie auf Susi ein.
»Siehst des net?!«
Susi schossen die Tränen in die Augen. »Ich weiß,
aber ...« Sie fing an zu weinen. Kathrin nahm ihre
Hand, drückte sie. Susi blickte zu Boden. Endlose Se-
kunden, ohne etwas zu sagen. Sie schien nicht einmal
zu atmen. Nur ein leichtes Zucken ging durch ihren
Oberkörper. Als sie wieder zu Kathrin aufsaß, war de-
ren Gesicht verzerrt von Schmerz und Wut. Susis Kinn
zitterte, ihre Wangen waren nass. »Lass mich hier net
allein«, flüsterte sie.
Kathrin nahm die Freundin in den Arm und drückte
sie. Außer Kathrin hatte Susi niemanden, dem sie sich
anvertrauen konnte. Susis Vater und ihre Brüder sahen
weg, wenn Peter sie verprügelte. Sie hatten Angst.
Wenn Peter zuschlug, brachen Knochen. Er hatte über-
menschliche Kräfte.
Vor nicht langer Zeit war Peter noch Susis Märchen-
prinz gewesen. Der Ritter, der sie aus ihrem Familien-
gefängnis befreit hatte. Zu dieser Zeit waren auch
Kathrin und Stani zusammengekommen. Ein paar Mo-
nate lang waren sie zwei Traumpaare gewesen, hatten
Händchen gehalten und sich so unentwegt geküsst und
aneinandergeklammert, dass es den Freunden schon
zu viel war. Doch schnell kam der Alltag. Mit ihm die
ersten Grobheiten, dann die erste Ohrfeige. Ein Jahr
später waren Kathrin und Susi immer noch mit ihren

Burschen zusammen. Aber die hatten sich mittlerweile als unbeherrscht und gewalttätig herausgestellt und ihre Mädchen mehrfach so geschlagen, dass sie ärztlich behandelt werden mussten. »The fairytale gone bad«, wie es im Lied hieß.

»Komm mit«, sagte Kathrin.

Susi überlegte eine Weile. Dann schniefte sie und schüttelte den Kopf. »Ich bin noch nie weiter als bis Sterzing gefahren.«

»Ja und? Du bist einundzwanzig. Dann machst mal was Neues.«

»Ich kann das net. Ich hab zu viel Angst.«

»Wovor?«

»Vor dem ... Unbekannten.«

»Ist das schlimmer, als vom Peter geschlagen werden?«

»Ja«, sagte Susi mit Bestimmtheit und dachte an all das Unbekannte da draußen in der Welt, das ihr zustoßen konnte, und ihre Augen wurden ganz groß vor Entsetzen.

Kathrin ließ die Zigarette zu Boden fallen und drückte sie aus. »Weißt was?«

Susi schüttelte den Kopf.

»Ich hol dich nach, wenn ich in Berlin bin. Oder wo immer.«

Susi sah sie verunsichert an. »Dann gehst du wohin, wo du schon wen kennst. Dann ist es gar nimmer schlimm, verstehst?« Kathrin legte ihre Hände auf Susis Schultern, sah ihrer Freundin in die Augen und lächelte, soweit das die gebrochene Nase zuließ. Susi nickte schließlich.

»Ja. So machen wir's.« Die beiden Frauen umarmten sich.

»Kannst mir a Geld leihen?«, sagte Kathrin, als sie sich aus der Umarmung gelöst hatten.

»Ich hab mein Trinkgeld gespart. Das sind neunhundert Euro.«

»Ich geb's dir wieder, wenn du nach Berlin kommst. Okay?«

»Schon gut.«

Susi verschwand im Haus, wo ihr Freund Peter Zimbeck, der Inhaber der Gastwirtschaft, mit drei anderen Männern in der Wirtsstube Schafkopf spielte. Kathrin zündete sich noch eine Zigarette an. Ihre Nase pochte und begann stärker zu schmerzen. Die Wirkung des Mittels, das der Arzt ihr gegeben hatte, ließ nach. Als sie einen Augenblick innehielt und in die Nacht lauschte, meinte sie, ein Geräusch zu hören. Nur kurz, dann verschwand es und nur noch das Rauschen der Mangfall kam aus der Dunkelheit. Kathrin blickte durch die offene Hintertür ins Wirtshaus, um zu sehen, wo ihre Freundin blieb. Da hörte sie es wieder – das Geräusch. Diesmal war es näher. Es klang wie ein röhrendes Tier im Wald. Vielfach gebrochen hallte es durch die Nacht. Kathrin krampfte sich der Magen zusammen. Sie kannte das Geräusch, hoffte aber inständig, sich zu irren. Sie ging vor bis zur Hausecke, um besser hören zu können, was sich dem Wirtshaus näherte. Jetzt war das Geräusch so laut und klar, dass nicht der geringste Zweifel blieb: Es war das Röhren eines alten Saab Cabrio. Der Saab Cabrio des Stanislaus Kummeder, der sich dem Wirtshaus näherte.

1. Kapitel

Der Wirt der Aueralm, in gleicher Person auch Senner der Alm, blickte auf zum Morgenhimmel, der sich im Osten rosa färbte an diesem 4. Oktober des Jahres 2009. Abgesehen davon war der Himmel sehr blau und dunkel und ohne eine Wolke und kündigte einen dieser Tage an, wie es sie erst gab, seit sie die Ozonschicht kaputtgemacht hatten: mit so beißend klarem Licht und harten Farben, dass es einem vorkam, als habe jemand einen Filter vor die Landschaft gestellt, der alles Milde und Weiche aufzehrte und Schwarztöne zum Leben erweckte, wie die teuersten Plasma-Bildschirme sie nicht hervorbrachten. Im Norden hörte der blaue Himmel etwa auf der Höhe von Holzkirchen auf. Wie mit dem Lineal gezogen lauerte dort eine Wolkenwand darauf, nach Süden vorzustoßen. Weiter war der Föhn nicht gekommen, von dem der Senner hoffte, dass er stark genug sein und nicht im Verlauf des Tages zusammenbrechen und sich hinter die Grenze nach Tirol zurückziehen würde. Das hielten sie im Wetterbericht für möglich. Der Senner-Wirt sandte noch einen Blick in Richtung Hirschberghaus und Tegernseer Hütte. Auch dort würden sie jetzt Vorbereitungen treffen, um für den Ansturm gerüstet zu sein. Man würde Getränke einkühlen, Zapfanlagen prüfen, Vorräte zählen, Speisekarten schreiben und zum Herrgott beten, er möge die Bedienung bei Gesundheit erhalten – zumindest bis der Sonntag vorbei war.

Auf der anderen Seite des Sees, tief im morgendlichen Dämmer, joggte Polizeiobermeister Leonhard Kreuthner mit zähen Sprüngen den Weg zur Galaun hinauf. Der Weg knirschte unter den neuen Laufschuhen, kalte

Herbstluft mit dem Aroma von Waldboden und harzigem Holz strömte in schnellen Zügen durch die Lungen, Schweiß netzte die Lippen und rann über die Augenbrauen. Oberschenkel und Waden waren geschwollen und hart, obwohl Kreuthner erst seit sieben Minuten unterwegs war. Der erste Anstieg gleich nach dem Parkplatz war der schlimmste Teil der Strecke. Hier musste man durchhalten. Ein Stechen in der Lunge und das kaltschweißige Gefühl auf der Stirn ließen Kreuthner das Tempo drosseln, wenngleich der Spielraum hierfür gering war. Noch ein wenig langsamer, und er würde auf der Stelle traben.

Kreuthner hatte sich hinreißen lassen, mit dem Sennleitner eine Wette abzumachen, derzufolge er, Kreuthner, innerhalb eines Jahres das Europäische Polizeileistungsabzeichen in Bronze machen musste, andernfalls hatte er nicht nur ein teures Entenessen in der Weißachalm auszurichten, er würde künftig auch bei der gesamten Polizei des Landkreises als Waschlappen dastehen. Der Abend, an dem man die Wette abgeschlossen hatte, war Kreuthner nur in Bruchstücken erinnerlich. Besonders der Teil nach dreiundzwanzig Uhr fehlte. Nicht hingegen fehlte es an Zeugen, deren Gedächtnis weitaus besser war, was möglicherweise damit zu tun hatte, dass alle an dem Abend Anwesenden auch beim Entenessen dabei sein sollten.

Er keuchte und verstand nicht, warum jede Bewegung schmerzte. Am Alkohol konnte es nicht liegen, denn Kreuthner hatte der leidigen Sauferei abgeschworen. Sechs Halbe am Abend und keinen Tropfen mehr! Da war er eisern. Vielleicht dauerte es einfach seine Zeit, bis sich die wohltätige Wirkung der Enthaltbarkeit dem Körper offenbarte. Nach dreizehn Minuten war Kreuthner am Limit. Doch jetzt wurde der Weg weniger

steil, mit dem Versprechen, weiter abzuflachen. Dreizehn Minuten – so lange brauchten die Schnellsten vom Tegernseer Ruderclub, um ganz hinauf auf die Galaun zu rennen. Junge Burschen. Natürlich. Aber Kreuthner war auch erst siebenunddreißig und hatte nicht einmal die Hälfte des Weges hinter sich.

Als er nach achtundzwanzig Minuten am Wirtshaus ankam und sich eingestehen musste, dass er die Strecke mit einem zügigen Fußmarsch in ähnlicher Zeit zurückgelegt hätte, überkam Kreuthner Panik. Für das Abzeichen musste er dreitausend Meter im Gelände in weniger als fünfzehn Minuten laufen. Freilich, das Gelände würde flacher sein. Aber fünf Minuten für den Kilometer waren schon auf der Tartanbahn ein straffes Tempo und Kreuthner Lichtjahre davon entfernt. Er blickte zu dem kapellengekrönten Felsen auf, der sich hinter dem Wirtshaus hundertvierzig Meter in den Morgenhimmel erhob, und fasste den Entschluss, sich das Letzte abzuverlangen und noch auf den Riederstein hinaufzurennen. Rechts ging es auf einem Kreuzweg zur Kapelle.

Das erste Mal in seinem Leben vermochte er den Leidenspfad Jesu Christi mit Inbrunst nachzuempfinden. Die Tafeln am Wegesrand gemahnten ihn an die eigene Passion, und nur die Aussicht auf ein Weißbier hielt ihn am Laufen. An der sechsten Station reichte die Veronika Jesu das Schweiß Tuch; Kreuthner wischte sich mit dem Sweatshirtärmel das Gesicht trocken. Als der Heiland an der neunten Station zum dritten Male strauchelte, brachte eine hölzerne Stufe auch Kreuthner, dessen Oberschenkel taub geworden waren, fast zu Fall. An der zwölften Station starb Jesus am Kreuz, und Kreuthner fasste Hoffnung. Nicht weil die Erlösung der sündigen Menschheit ihn erbaute, sondern weil er irr-

tümlich annahm, der Kreuzweg habe zwölf Stationen, und sich bereits am Ziel wähnte. Tatsächlich hatte er noch zwei Stationen bis zur Grablegung vor sich und fuhr damit noch gut. Denn in neuerer Zeit waren Kreuzwege mit fünfzehn Stationen in Mode geraten, wo sie noch die Auferstehung zeigen. Als Kreuthner, inzwischen nur mehr Fuß vor Fuß setzend, denn der Bergpfad war zur steilen Holzterrasse geworden, nach vorn blickte und sah, dass sein Weg noch nicht zu Ende war, wurde ihm elend ums Herz und auch im Magen. Aber er schleppte sich weiter, heftete seinen Blick nur noch auf die im Waldboden eingelassenen Holzbohlen. Eine nach der anderen glitt vorbei, gelegentlich vom Schweiß besprenkelt, der von Kreuthners Nasenspitze tropfte. Mit einem Mal wurde es heller, und er wagte wieder aufzusehen. Er war am Ziel.

Vor ihm die kleine Gipfelkapelle des Riedersteins, neben der aus nicht sogleich ersichtlichen Gründen ein Zehn-Liter-Fass Bier stand. Um die Kapelle herum ein eisernes Geländer, dahinter, tief unten, der Tegernsee. Kreuthners schweißbrennende Augen konnten auf der anderen Seite des Sees das Hirschberghaus und die Aueralm erkennen. Die Hölle würde da los sein heute. Wie die Hunnen würden die Münchner einfallen und alles zusammensaufen, was man mühsam auf den Berg geschafft hatte. Das brachte Kreuthner darauf, dass ihn unten im Berggasthaus Galaun ein Weißbier erwartete. Die Aussicht auf das Weißbier erschien überraschenderweise gar nicht so verlockend. Ganz flau war ihm im Magen. Er musste sich auf das Geländer stützen. Aus dem Augenwinkel sah er einen Mann mit roter Baseballkappe und gelbem T-Shirt, auf das eine Art Batman aufgedruckt war, an der Kapelle stehen. Das musste der Besitzer des Bierfasses sein. Der Bursche

war groß, blond und muskulös, und als er Kreuthner das Gesicht zuwandte, sah der, dass es Stanislaus Kummeder war, ein grober Bursche, der selbst nach Kreuthners Maßstäben unmäßig soff und Schlägereien nur aus dem Weg ging, wenn er wirklich keine Zeit hatte. Kreuthner schickte Kummeder ein erschöpftes Kopfnicken. Der andere nickte zurück.

»Hast den Zimbeck überholt?«

Kreuthner schüttelte den Kopf und pumpte Luft in seine Lungen. Der andere wandte sich ab und schaute übers Geländer zum Wirtshaus hinab. Dann drehte er sich noch einmal dem Polizisten zu und sah ihn plötzlich feindselig an.

»Falcking – schon mal gehört?«, fragte Kummeder unvermittelt.

Ja. Hatte Kreuthner. War aber schon eine Weile her.

»Der Anwalt?«

»Genau. Der weiß, was mit der Kathi passiert ist. Den müsst ihr euch mal vorknöpfen.«

»Müss ma des jetzt besprechen?«, stöhnte Kreuthner.

»Der weiß was! Und gnade euch Gott, wenn sich rausstellt, dass ihr das vermasselt habts.«

Kreuthner nickte gelangweilt und dachte an sein Frühstück mit Weißbier und Weißwürsten und süßem Senf, fingerdick auf die fette Wurst gestrichen. Da ihm zur gleichen Zeit die nasse Stirn kalt wurde, Punkte vor seinen Augen tanzten und sich im unteren Teil des Halses ein würgendes Gefühl einstellte, musste sich Kreuthner über das Geländer beugen, und den Bruchteil einer Sekunde später schoss ihm halbverdautes Müesli mit getrockneten Waldfrüchten durch den Rachen und klatschte auf die Felsen des Riedersteins. Kreuthner spuckte aus und wischte sich die Nase, durch die ebenfalls ein kleiner Teil des Mageninhalts

seinen Weg nach draußen gefunden hatte. Das Gewürge hatte Kraft gekostet, aber jetzt war ihm wieder besser. Allerdings hatte er ein seltsam warmes Gefühl an seiner rechten Schulter. Er griff an die Stelle und hielt ein weißliches Stück Materie in der Hand, weich und glitschig, mit roten Schlieren. Und wie Kreuthner versuchte, seine Gedanken beisammenzubekommen, fiel ihm ein, dass er beim Würgen gemeint hatte, einen dumpfen Knall zu hören, allerdings eben sehr dumpf, weil ihm die Ohren zugegangen waren, als er den Unterkiefer so weit aufgerissen hatte. Auf dem Boden neben sich bemerkte Kreuthner etwas, das vor ein paar Sekunden noch nicht dagelegen hatte. Es erinnerte entfernt an ein Stück Kokosnussschale, nur waren keine braunen Fasern dran, sondern gelbliche Haare, und innen war die Schale rot verschmiert. Einen Meter weiter lag eine rote Baseballkappe. Eine Ahnung stieg in Kreuthner auf, gepaart mit Unglauben. Kreuthner drehte sich zu dem Mann um, der vorhin am Geländer gestanden war. Zuerst sah er ihn nicht, denn er stand da nicht mehr. Vielmehr sah Kreuthner die zum See gewandte Rückseite der Kapelle. Das Erscheinungsbild der schindelgetäfelten Wand hatte sich insofern verändert, als sich dort ein nass-roter Fleck von der Mitte trichterförmig nach rechts oben ausbreitete. Kreuthner senkte den Blick. Beine mit Sportschuhen kamen ins Bild, ausgestreckt auf dem Boden vor der Kapelle, im Anschluss an die Beine ein Oberkörper in gelbem T-Shirt. Ab dem Kragen bot sich ein sehr unerfreulicher Anblick. Kreuthner beugte sich über das Geländer und öffnete abermals den Mund, um die letzten im Magen verbliebenen Müeslireste dem Felsgestein zu übergeben.

2. Kapitel

Manfred war schon wach gewesen, als der Anruf kam. Er war jeden Tag um halb sieben auf, kochte Kaffee und heizte den Schwedenofen im Wohnzimmer ein, denn Wallner fror morgens noch mehr, als er es ohnehin den ganzen Tag tat. Wallner schlafe noch, hatte Manfred zu Kreuthner gesagt, aber er werde seinen Enkel gerne wecken. Der faule Socken müsse ja nicht wieder bis Mittag im Bett liegen, nur weil Sonntag sei.

Wallner war ohnehin aufgewacht. Denn Manfred hatte die Angewohnheit, in den Telefonhörer zu schreien. Sie hätten auf dem Riederstein einen erschossen, berichtete er seinem Enkel.

Wallner kam spät zum Tatort. Manfred hatte darauf bestanden, ihm ein Frühstücksei zu kochen, das Ei aber hart werden lassen, so dass er noch eins kochen musste, obwohl Wallner gesagt hatte, er werde auch das harte Ei essen. Aber mit Manfred war nicht zu reden. Ein neues Ei wurde aus dem Kühlschrank geholt, schaffte es aber nicht bis zum Kochtopf, denn Manfred war jetzt unter Druck, fing an zu zittern und ließ das Ei auf den Küchenboden fallen. Die anschließenden Aufräumarbeiten, weitere Diskussionen über die Notwendigkeit eines Frühstückseis sowie Zubereitung und Verzehr des dritten Eis führten dazu, dass Wallner eine halbe Stunde später als beabsichtigt das Haus verließ. Die Ermittlungsarbeiten waren schon einige Zeit im Gang, als Wallner um kurz nach acht den Parkplatz erreichte, von dem der Fußweg zum Riederstein seinen Anfang nahm. Die Polizei hatte den Parkplatz für Privatfahrzeuge gesperrt. Wallner musste seinen Wagen stehen

lassen und wurde mit einem Dienstwagen zur Galaun hochgefahren.

Auf dem Weg nach oben begegneten sie etlichen Wanderern, die die Polizei wieder nach unten geschickt hatte. Das Gelände um den Riederstein war großflächig abgesperrt worden, denn der Umkreis von einem Kilometer um den Berg galt als potenzieller Standort des Todesschützen. Die Wirtsleute des Gasthauses Galaun am Fuße des Riedersteins waren wenig erfreut, dass die Polizei die Gäste an einem Oktobersonntag wegschickte. Ein gewisser Ausgleich wurde dadurch geschaffen, dass die meisten der dreißig im Einsatz befindlichen Beamten noch nicht gefrühstückt hatten und das jetzt auf der Terrasse des Gasthauses nachholten.

Als Wallner auf der Galaun ankam, waren dort mehrere Streifenwagen und Zivilfahrzeuge geparkt. Die Terrasse des Wirtshauses war voll von Beamten, die Karten studierten, telefonierten oder Laptops bedienten. Wallner trat auf die Terrasse und begrüßte einige der Beamten, die meisten kannte er beim Namen. Die junge Kripokollegin Janette stand an einem Tisch und zeichnete etwas in eine Landkarte ein. Wallner bat sie, ihm kurz zu erklären, was vorgefallen war. Doch Janette war auch erst vor zehn Minuten eingetroffen. Die Ermittlungen habe bis jetzt Mike Hanke geleitet, der hier irgendwo herumstehe. Janette wusste nur, dass jemand auf dem Riederstein erschossen worden war. Vermutlich aus großer Entfernung. Man suche gerade die Stelle, von der aus geschossen wurde. Anhand des Schusswinkels lasse sich das einigermaßen einkreisen. Es handele sich aber immer noch um ein sehr großes Gebiet, das fast vollständig mit Gebirgswald bestanden sei. Die Suche konzentriere sich im Augenblick auf die wenigen Lichtungen. Janette deutete auf farbig markierte Stellen der Land-

karte. Wallner nickte und fragte, wo es Kaffee gebe. Janette sagte, sie werde ihm einen holen.

Wallner sah sich um und suchte nach Mike, fand ihn aber nicht, weil ihm schwindlig wurde und er sich setzen musste. Morgens hatte er oft mit einem widerpenstigen Kreislauf zu kämpfen. Außerdem war es eisig kalt. Dreizehn, höchstens fünfzehn Grad, schätzte Wallner und zog den Reißverschluss seiner Daunenjacke hoch. Das Wirtshaus lag immer noch im Schatten des Riedersteins. Warum die meisten hier kurzärmelige Hemden oder T-Shirts an hatten, war Wallner unbegreiflich. Grundsätzlich froh Wallner mehr als andere Menschen. Genauer gesagt, mehr als andere Männer. Frauen gestand man die Friererei ja ohne weiteres zu. Für einen Mann hingegen war es eher peinlich. Unmännlich, mädchenhaft. Seit Wallner allerdings eine Stellung hatte, in der er bestimmen konnte, ob Fenster aufgemacht wurden oder nicht, ging er erheblich offensiver mit seiner inneren Kälte um. Woher sie kam, blieb ihm aber weiterhin ein Rätsel. Janette stellte eine Tasse Kaffee auf den Tisch. Wallner bedankte sich, trank ein paar Schlucke und beugte sich mit dem Gesicht über die Tasse, damit der Kaffeedampf ihm das Gesicht wärmte.

»Dahinten steht er«, sagte Janette und deutete zu dem Forstweg, auf dem Wallner hochgekommen war. Dort stand Mike und redete mit einer etwa dreißigjährigen Frau. Das Gespräch schien unterhaltsam zu sein. Denn die Frau und Mike lachten immer wieder.

»Wer ist die Frau?«, wollte Wallner wissen.

»Ich glaub, die kommt aus München und hat eine neue Kamera dabei.«

Wallner sah Janette verständnislos an. »Mehr weiß ich auch nicht. Die macht heute das Video.«

Wallner begab sich – immer noch leicht schwindlig im Kopf – zu Mike und der Frau. Warum heute jemand aus München das Tatortvideo drehte, war ihm ein Rätsel. Als Wallner bis auf ein paar Meter an Mike und die Frau herangekommen war, bemerkte ihn Mike.

»Kommst ja doch noch. Mir ham schon befürchtet, das bist du da oben. Aber nachdem der keine Daunenjacke angehabt hat, waren wir dann doch beruhigt.« Mike Hanke deutete zum Riederstein hoch und grinste Wallner aus dunkel geränderten Augen an. Oben bei der Kapelle bewegte sich etwas. Wallner konnte Lutz und Tina erahnen, nicht aber die Leiche sehen, denn die lag immer noch auf dem Boden. Deutlich sichtbar waren hingegen die trichterförmig angeordneten Blutspritzer an der Kapellenrückwand.

Mike stellte Wallner die Frau vor. Sie hieß Vera Kampleitner und arbeitete beim LKA. Mike hatte sie auf einer Fortbildungsveranstaltung kennengelernt und dabei erfahren, dass sie von den Herstellerfirmen mit den neuesten Kameramodellen versorgt wurde und darauf aus war, ihre Kameras unter verschiedensten Bedingungen zu testen. Sie hatte Mike gebeten, ihr Bescheid zu sagen, wenn sich ein interessanter Fall ergebe. Mike hatte sie, gleich nachdem er selbst zum Tatort gerufen worden war, angerufen und ihr den Sachverhalt geschildert. Da Vera Kampleitner schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, die Einsatzmöglichkeiten eines neuen Teleobjektivs zu testen, hatte sie sich in ihren Wagen gesetzt und war an den Tegernsee gefahren.

Wallner musterte die Frau. Sie hatte sehr lockiges, langes, kastanienbraunes Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Sie trug eine rechteckige Hornbrille, an deren Bügeln das Dolce & Gaba-

na-Logo angebracht war. Das Gesicht war länglich mit einem energischen Kinn, die Oberlippe dünn, die Unterlippe etwas kräftiger, darüber eine gebogene Nase, nicht hässlich, im Zusammenspiel mit Kinn und dünner Oberlippe vielmehr energisch. Ihre Augenbrauen hatte Vera Kampleitner nicht, wie viele Frauen, zu einem dünnen Strich auszupfen lassen. Sie waren gepflegt, aber mit Bedacht ein wenig kräftiger belassen, was nicht grob wirkte, sondern natürlich und – wiederum energisch. Die Frau legte offenkundig Wert auf eine dynamische Erscheinung. Dieser entschlossene Gesamteindruck wurde etwas abgemildert durch ein Paar abstehende Ohren, die, so vermutete Wallner, unter den dunklen Locken verschwanden, wenn Vera Kampleitner die Haare offen trug. Während er Vera Kampleitner taxierte, bemerkte er, dass sie das Gleiche mit ihm tat. Ein kurzer Blick auf sein Gesicht, dann glitten die Augen nach unten. Daunenjacke, quittiert mit einem Zucken der linken Augenbraue. Noch weiter unten Jeans und Bergschuhe, uninteressant. Die Augen wanderten wieder nach oben. In Vera Kampleitners Haltung und Gestik meinte Wallner Abwehr zu spüren, immer auf einen Angriff gefasst. Im Augenblick konnte eigentlich nur Wallner das Ziel dieser Kautelen sein. Er spürte, dass Ärger in der Luft lag.

»Wo ist eigentlich die Irene?«, fragte er Mike und wandte sich dann an Vera Kampleitner. »Irene Scholz ist die Mitarbeiterin, die bei uns das Tatortvideo macht.«

»Ja, ich weiß«, sagte Vera Kampleitner. »Die Dame macht sich bei der Spurensicherung nützlich. Ich habe ihr gesagt, dass ich das mit dem Video heute übernehme.«

Wallner hatte schon so etwas geahnt. Er blickte zu Mike. Mike machte eine Geste, die in etwa »ist ja nicht

so wild« besagen sollte. Wallner war anderer Ansicht. Er blickte, bemüht um größtmögliche Ruhe, Vera Kampleitner ins Gesicht. »Sie haben Frau Scholz gesagt, dass sie kein Video machen muss?«

»Ich bin davon ausgegangen, dass das in Ihrem Sinn ist. Ich meine, wir müssen hier nicht zu zweit mit der Kamera rumlaufen. Und Frau Scholz kann an anderer Stelle nützlich sein.«

»Oh, bestimmt. Es ist nur so, dass normalerweise *ich* meinen Mitarbeitern sage, was sie tun sollen und was nicht. Frau Scholz macht übrigens sehr gute Videos.«

»Bei wie vielen Morden hat Frau Scholz schon gearbeitet?«

»Bei fünf. Warum?«

»Ich habe über sechzig Tatorte gefilmt, an denen Kapitalverbrechen begangen wurden. Sie können sich darauf verlassen, dass Sie heute keine schlechtere Arbeit bekommen als sonst.« Sie zögerte, schien zu überlegen, ob sie das nachschicken sollte, was ihr auf der Zunge lag – und schickte es dann nach: »Eher etwas bessere.« Wallner versuchte im Bauchbereich locker zu bleiben und sich nicht aufzuregen. »Das sollte mich außerordentlich freuen, wenn's denn so wäre. Hat aber nichts mit dem zu tun, was ich Ihnen zu erklären versuche.«

»Nämlich?«

»Sie können hier filmen, was und wo Sie wollen, natürlich in Absprache mit der Spurensicherung. Alle darüber hinausgehenden Aktivitäten stimmen Sie bitte vorher mit mir ab.«

Vera Kampleitner zog die Augenbrauen hoch, schüttelte den Kopf und lachte fassungslos. »Okay, okay. Mike sagte mir, dass hier eine lockere Atmosphäre herrscht. Aber da hat er offenbar nicht Sie gemeint.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich bin im Gegenteil ein großer

Freund preußischer Korrektheit. Vor allem finde ich es hilfreich, wenn meine Mitarbeiter den vorgesehenen Dienstweg gehen.«

»Ah ja. So einer sind Sie. Darf ich Ihnen eine private Frage stellen?«

»Wenn's sein muss.«

Vera Kampleitner kam mit ihrem Kopf näher und sagte Wallner leise ins Ohr: »Sie haben nicht zufällig Probleme mit der Größe eines Ihrer Körperteile?«

Wallner lächelte sie an. »Wenn dem so wäre, würde ich das mit meinem Urologen besprechen.«

Vera Kampleitner zwinkerte Wallner zu. »Dachte ich's mir doch. Viel Spaß noch beim Ermitteln.« Damit ging sie federnden Schrittes in Richtung Wirtshaus. Wallner sah Mike an, lange und schweigend. Auch Mike sagte nichts. Schließlich räusperte sich Wallner.

»Ich nehme an, du hattest Gründe, die Frau herzubemühen.«

3. Kapitel

Wallner und Mike begaben sich auf die vierzehn Leidenstationen, die zu dem blutbesudelten Kirchlein am Riederstein hinaufführten. Sie nutzten die Wanderung, um sich über den Fall auszutauschen. »Mal abgesehen davon, dass er keine Daunenjacke anhat – sieht mir der Tote ähnlich oder wie?«, fragte Wallner.

»Der sieht niemand mehr ähnlich. Der Bursche ist nämlich kaum noch zu erkennen. Eigentlich gar nimmer. Der größte Teil vom Kopf ist weg.«